

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 25 (1949-1950)
Heft: 4

Artikel: Ich fühle mich in den U.S.A. schon wie zu Hause
Autor: Fischer, Joe
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069032>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ich fühle mich in den U.S.A. schon wie zu Hause.

Von JOE FISCHER

Der Verfasser wirkte während $2\frac{1}{2}$ Jahren für die amerikanische Urlauberaktion als Reiseführer. Von ihm stammte der Artikel "GI's und Swiss Girls", der 1946 im "Schweizer Spiegel" erschienen ist. Bei seiner Tätigkeit lernte er Tausende von amerikanischen GI's kennen. Er machte unter Ihnen so viele Freunde, dass er sich im Frühjahr 1948 entschloss, nach den U.S.A. auszuwandern. In seinem zweiten Artikel "Wiedersehen mit den GI's in den U.S.A." schilderte er letzten Herbst seine ersten Erfahrungen als Auswanderer. Hier folgen seine weiteren Erlebnisse.

Meine erste Stelle in den USA nahm ich, wie sich die Leser vielleicht erinnern, in Laredo (Texas) an. Schon am ersten Tage nach meiner Ankunft stand ich hinter dem Ladentisch und verkaufte Büromaterial; mein Monatslohn betrug \$ 170. Es war vielleicht nicht gerade das, was man sich in der Schweiz unter einer guten Stelle vorstellt; doch für mich war es vor allem wichtig, mich an das amerikanische Leben zu gewöhnen und etwas Einblick ins amerikanische Geschäftsleben zu erhalten.

Diese Stelle hatte ich dank der Hilfe und den Beziehungen meines G.I.-Freundes Tex Sellers erhalten, der sich wie alle meine G.I.-Freunde aufrichtig bemühte, mir den

Start in Amerika in jeder Weise zu erleichtern.

Er hatte mit meinem zukünftigen Patron ein Interview arrangiert, ein Interview, das sich auf die einzige Frage beschränkte: "Are you willing to pitch in?" (Bist du gewillt, dich einzusetzen?)

Selbstverständlich war ich gewillt "to pitch in".

Die Arbeit war streng, von morgens acht bis abends sieben Uhr — mit einer Stunde Mittagspause. Doch, was mir anfänglich noch mehr zusetzte, war das ungewohnte Klima. Laredo liegt im südlichen Teil von Texas, hart an der mexikanischen Grenze, und gilt als die heißeste Stadt in

diesem Staat. Man munkelt, daß man in Laredo Spiegelei auf dem Straßenpflaster braten könne, und nachdem, was ich gesehen habe, zweifle ich keinen Augenblick an der Wahrheit dieses Ausspruches.

Mit meinem Monatslohn von \$ 170 ließ es sich hier im Süden gut leben, und schon nach kurzer Zeit konnte ich mir einen Wagen leisten. An Unterhaltung bot Laredo mit seinen 50 000 Einwohnern nicht allzuviel; doch dafür entschädigte mich das rege gesellschaftliche Leben, das hier herrscht. Bald wurde ich von Bekannten regelmäßig zu «Parties» eingeladen. Eine amerikanische «Party» läßt sich keineswegs mit einer europäischen Einladung vergleichen, der oft tagelang Vorbereitungen vorausgehen. Hier geht alles so informell wie möglich zu. Schon unter der Türe werden einem Kittel und Krawatte abgenommen, damit man sich wie zu Hause fühle. In dieser freien Atmosphäre fühlte ich mich denn auch bald so ungezwungen wie die Amerikaner.

So dauerte es denn auch nicht lange, bis ich mich in Laredo richtig daheim fühlte, und auch heute noch betrachte ich diese freundliche Stadt am Rio Grande River als meine zweite Heimat. Das Leben spielte sich hier mitten im «wilden» Texas so beschaulich ab, daß es mich oft an dasjenige in einer schweizerischen Kleinstadt erinnerte. Jedermann kannte und grüßte sich und fand immer Zeit für ein freundliches Wort. Diese Herzlichkeit erstaunte mich um so mehr, als ich mir doch den Amerikaner eher als eines jener geschäftstüchtigen Wesen vorgestellt hatte, die für menschliche Beziehungen nur wenig Zeit übrig haben.

* * * * *

So sehr es mir in Laredo gefiel, so sah ich doch nach einigen Monaten, daß diese Kleinstadt keine großen Möglichkeiten zum Vorwärtskommen bieten konnte. Als ich daher nach einem halben Jahr eine Einladung von Mr. P., den ich auch in der Schweiz als G. I. kennengelernt hatte, erhielt, nach Houston zu kommen, da zögerte

ich nicht, packte meine Siebensachen in meinen Wagen und zog nach Houston.

Dort erwartete mich zwar keine Stelle, doch hatte ich inzwischen schon so viel von der amerikanischen Unbekümmertheit angenommen, daß ich mir darüber keine Sorgen machte.

Houston ist das, was wir uns unter einer amerikanischen Stadt vorstellen: Wolkenkratzer, breite Straßen mit endlosen Autokolonnen und hastenden Menschen. Die nahen Ölfelder und Schwefelbergwerke, die umliegenden Baumwollplantagen haben, besonders während des Zweiten Weltkrieges, große Industrien angezogen. Damit ist aus Houston «the fabulous Houston» geworden, dessen Bevölkerungszahl sich im Laufe des letzten Jahrzehnts mehr als verdoppelt hat. Es hat heute 500 000 Einwohner.

Houston bot all die Vorteile einer aufstrebenden Großstadt, und so konnte es nicht schwer sein, eine Stelle zu finden. Anderseits lernte ich auch bald die Nachteile des amerikanischen Großstadtlebens kennen. Das Leben war teuer: Ich hatte Mühe, ein Zimmer für \$ 40 pro Monat zu finden. Eine Mahlzeit in einem mittleren Restaurant war unter \$ 1.25 kaum erhältlich, und der Coiffeur verlangte einem ohne Wimpernzucken \$ 1.50 für einen Haarschnitt, eine Prozedur, die keine zehn Minuten in Anspruch nimmt. Wenn man auch diese Preise nicht einfach in Schweizer Franken umrechnen darf, so sind sie doch selbst für amerikanische Verhältnisse hoch.

So war ich denn froh, dank der Hilfe meines Freundes Mr. P., bald eine Stelle gefunden zu haben. Durch ihn lernte ich Mr. S., den Besitzer eines großen Lebensmittelkonzerns, kennen, welcher mir eine Stelle in seinem Betrieb anbot. Anfänglich kam ich mir in diesem Großbetrieb mit seinen 500 Angestellten ziemlich verloren vor; doch allmählich begann ich mich in die neue Umgebung einzuleben. Während ich mich von der Schweiz her an kleine Einzelbüros gewöhnt war, saß ich nun plötzlich in einem großen Saal, zusammen mit 80 andern Büroangestellten, ein Rädchen in einem großen Getriebe.



Schon unter der Türe werden einem Kittel und Krawatte abgenommen, damit man sich wie zu Hause fühlt.

Doch schon nach einem Monat, in dem ich mich eifrig bemüht hatte, mit der ungewohnten Arbeit vertraut zu werden, ließ mich Mr. S. rufen und eröffnete mir, daß er mich zum Chef des Personalwesens und der Lohnabteilung gemacht habe. Auf meine Einwendungen hin, daß ich auf diesem Gebiet keine Erfahrungen hätte, antwortete er echt amerikanisch: "We watched you closely, you'll make it!" (Wir beobachteten Sie genau, Sie werden schon damit fertig werden.)

* * * * *

So erhielt ich denn bald einen guten Einblick ins amerikanische Geschäftsleben. Schon vom ersten Tag an wurde ich von dem freundschaftlichen Verhältnis, welches hier unter allen Mitarbeitern herrscht, beeindruckt. Diese kollegiale Atmosphäre beschränkt sich nicht nur auf die untern

Ränge, sondern gilt bis hinauf zum Leiter des Unternehmens, der jederzeit bereit ist, auch den einfachsten Angestellten zu empfangen und ihm mit Rat und Tat beizustehen.

Ich erinnere mich an einen Fall, wo einer unserer Angestellten wegen eines Vergehens gegen die Verkehrsvorschriften in Haft gehalten wurde und ihm der Chef ohne weiteres die \$ 500 vorstreckte, die zu seiner Haftentlassung nötig waren.

Im Büro nannte sich jedermann bei dem Vornamen, und ich habe mich so daran gewöhnt, mit « Joe » angeredet zu werden, daß es mir heute geradezu auffällt, wenn mich jemand mit meinem Geschlechtsnamen anspricht. Einzig die Neger, welche Abwärtsdienste verrichten, suchten mit « Mister Joe » den goldenen Mittelweg. Interessant war auch zu sehen, daß dieses freundschaftliche Verhältnis der Autorität absolut keinen Abbruch tut. Der Amerika-

ner weiß hier sehr gut die Grenze zwischen Kollegialität und Geschäftsnotwendigkeiten zu ziehen.

So stand denn auch ich mit meinem Patron bald in einem freundschaftlichen Verhältnis. Da er wußte, daß ich in Houston nur wenig Bekannte hatte, lud er mich oft zu sich nach Hause ein, wo ich im Kreise seiner Familie manchen schönen Abend verbrachte. Als er diesen Sommer mit seiner Familie in die Ferien ging, stellte er mir sein Haus zur Verfügung. Mit echt amerikanischer Großzügigkeit bat er mich, von allem ausgiebig Gebrauch zu machen: seinem Auto, seinen Reitpferden, dem Fernsehapparat und dem Schwimmbecken.

* * * * *

Als Personalchef erhielt ich einen guten Einblick in die amerikanischen Arbeitsverhältnisse. In Amerika ist es viel leichter, eine Stelle zu finden, als in Europa. Es wird fast ausschließlich auf persönliche Vorstellung hin engagiert. Schriftliche Offerten kennt man hier sozusagen nicht. Ein kurzes Interview, ein paar Telephonanrufe zur Kontrolle der angegebenen Referenzen ist meistens alles, was über die Anstellung eines neuen Mitarbeiters entscheidet.

So leicht es ist, eine Stelle zu finden, so leicht ist es allerdings auch, eine Stelle wieder zu verlieren. Eine Kündigungsfrist kennt man nicht, und eine Stelle kann von einem Tag auf den andern gekündigt werden. Für unsere Begriffe mag das sehr hart erscheinen, und es hat mich immer wieder erstaunt, zu sehen, mit welchem Gleichmut der Amerikaner solche Nachrichten, die ein Schweizer als Schicksalsschlag empfindet, aufnimmt. Der Amerikaner weiß jedoch, daß er ohne allzu große Schwierigkeiten eine neue Stelle finden kann und vor allem: Wenn er heute Verkäufer und morgen Arbeiter auf einem Ölfeld ist, so scheint ihm das nichts auszumachen.

Mit meinem Wochenlohn von \$ 55 kam ich selbst in Houston gut aus, wenn ich mir damit auch keine Extravaganzen leisten kann. Bald siedelte ich ins YMCA-Hotel (Christlicher Verein Junger Männer)

über. Mit seinem Schwimmbecken, seinen Gymnastikhallen, seiner Bibliothek und Lesehalle ist dies ein idealer Ort für einen jungen Mann.

Dort habe ich übrigens einige andere junge Schweizer kennen gelernt, die wie ich vor kurzem in die USA ausgewandert sind. V. S. aus Winterthur und E. R. aus Zürich arbeiten in einer großen Baumwollfirma, während H. H. aus Baden in dem berühmten Shamrock-Hotel als Chef-Pâtissier tätig ist. G. B., ein Poly-Ingenieur aus Zürich, arbeitet bei einem hiesigen Straßenbauunternehmen, wo er so gut verdiente, daß er sich schon einige Monate nach seiner Ankunft einen neuen Wagen leisten konnte.

Wir alle stehen mit unserer Heimat durch Briefe und Zeitungen in engem Kontakt, doch Heimweh — glaube ich — hat von uns noch keiner verspürt. Dazu hat uns Amerika, und insbesondere Texas, zu gut aufgenommen.

* * * * *

Wenn auch das amerikanische Leben dem europäischen ähnlich zu sein scheint, so mußte ich mich doch zuerst mit vielen Sitten und Gebräuchen vertraut machen. An die neuen Eßgewohnheiten gewöhnte ich mich relativ schnell: Morgen- und Abendessen sind hier die Hauptmahlzeiten, während man um die Mittagszeit nur einen kurzen Imbiß, meistens aus einem Sandwich und einem Glas Milch bestehend, einnimmt. An echt amerikanische Gerichte allerdings, wie Ananas mit Schinken oder Pfirsiche mit Quark und Pfeffer, hat sich mein europäischer Gaumen bis heute noch nicht akklimatisiert.

Die amerikanischen « Girls » sind von den Schweizer Mädchen sehr verschieden. Obschon ich häufig mit amerikanischen Mädchen ausgegangen bin, so fällt es mir schwer, mich an ihre etwas eigenartigen Ansichten zu gewöhnen, und ich könnte mich noch nicht recht mit einer Amerikanerin verheiratet vorstellen.

Man muß es den amerikanischen « Girls » lassen: Sie sind wirklich hübsch. Wieviel von dieser Schönheit allerdings der

Mutter Natur und wieviel den vielen Crème- und Puderfabrikanten zu verdanken ist, kann nur ein Fachmann beurteilen.

Die « Girls » beginnen schon früh mit dem « make up » und sind darin wirklich Meisterinnen. Da die Kleider hier verhältnismäßig billig sind, so können es sich alle Mädchen leisten, sich immer modegemäß und adrett anzuziehen. Wie es jedoch Mädchen, von denen ich weiß, daß sie genau \$ 25 pro Woche verdienen, fertig bringen, wie Primadonnen auszusehen, ist mir bis heute noch ein Rätsel geblieben.

Zum Ausgehen sind die Amerikanerinnen die idealen Gefährtinnen: voller Leben, unternehmungslustig und bereit, überall mitzumachen. Sie sind, was man hier « good sports » nennt, eine ideale Mischung von Freundin und Kameradin. Ein typisches Beispiel dieser kameradschaftlichen Einstellung erlebte ich in Laredo. Als ich G. I. um ein Rendez-vous bat und beiläufig am Telephon bemerkte, daß ich gerade am Wagenwaschen sei, so dauerte es nicht lange, bis dieses Mädchen, mit Überhosen angetan, erschien, bereit, mir bei der Arbeit zu helfen.

Natürlich lieben die amerikanischen « Girls », in ein Dancing oder ein Kino zu gehen, doch sind sie mit derselben Begeisterung dabei, auf einer der benachbarten Guest-Ranches einen Ritt im Mondschein zu machen oder sonst etwas Ungewohntes zu unternehmen.

Damit wären eigentlich die Amerikanerinnen ideale Gattinnen, wenn sie nicht eine, nach unserer Ansicht, so irrige Auffassung von der Ehe hätten. Hausarbeit, welche nach unsren Begriffen nun einmal zu den Pflichten einer Hausfrau gehört, ist der Amerikanerin ein Greuel. Trotz den vielen Hilfsmitteln, von der Geschirrwaschmaschine bis zur automatischen Waschmaschine, betrachtet es die Amerikanerin als selbstverständlich, daß ihr Ehemann nach der Arbeit in der Küche hilft.

Als ich kürzlich bei einem Bekannten einen Besuch machte, empfing er mich mit umgebundener Küchenschürze, was ihn aber nicht im geringsten verlegen machte.

« Ich helfe meiner Frau in der Küche », sagte er mit derselben Selbstverständlichkeit, mit welcher er am nächsten Morgen die Befehle in seinem Unternehmen erteilen wird. Und dieser Mann ist keineswegs ein Pantoffelheld, nein, er ist der typische amerikanische Gatte. Aus dieser Abneigung gegen Hausarbeit läßt sich auch der große Prozentsatz amerikanischer Frauen erklären, die in den Büros arbeiten. Sie ziehen es vor, nach der Heirat ihre Berufslaufbahn fortzusetzen und stellen für die Hausarbeit billige mexikanische oder Neger-« Girls » an.

Daß die Amerikanerin gegenüber Kritik auf diesem Gebiet sehr empfindlich ist, mußte ich schon bald nach meiner Ankunft in Amerika erfahren. Auf die Frage, was ich über die amerikanischen Frauen denke, gab ich meinen Gedanken etwas zu freien Ausdruck. Die Herren der Schöpfung klopften mir zwar aufmunternd auf die Schultern, doch die Frauen schlugen mich in Acht und Bann. Es dauerte einige Wochen, bis ich von der Schwarzen Liste wieder gestrichen wurde.

Wenn ich auf die vergangenen anderthalb Jahre zurückblicke, so muß ich sagen, daß mir Amerika sehr viel gegeben hat: einen neuen Wirkungskreis, ein gutes Auskommen, eine gewisse Stabilität, welche man im unsicheren Europa nicht kennt, und vor allem: Möglichkeiten, vorwärtszukommen. Nie hatte ich das Gefühl, ein Außenseiter zu sein oder als Ausländer irgendwie benachteiligt zu werden.

Der Amerikaner ist mit Recht stolz auf sein Land, und einer der größten Fehler, die ein Einwanderer begehen kann, ist, sein Gastland zu kritisieren. Gewisse Sitten und Gebräuche mögen den Europäer anfänglich vielleicht etwas fremd anmuten; doch muß er versuchen, sich den neuen Gegebenheiten anzupassen. Wer ewig Vergleiche zieht, wird sich nie an das neue Leben gewöhnen können, und Amerika wird ihm nie zur zweiten Heimat werden. Der Auswanderer aber, der über eine positive Einstellung und eine gewisse Anpassungsfähigkeit verfügt, wird in den USA immer seinen Weg machen.